

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Elfter Jahrgang. — Erster Band.

(Januar bis März 1886.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

Litteraturgeschichte.

Zur Erinnerung an Molly.

Das achtzehnte Jahrhundert ist reich an Frauen, welche von Dichtern angechwärmt, die Göttinnen aller derer wurden, die dichterisches Gefühl zu besitzen glaubten. „Bis zu Lottens Regierungsantritt im Publikum,“ hat H. Grimm einmal gesagt, „war Klopstocks Fanny die ideale höchste Erscheinung in Deutschland gewesen.“ Und man kann fortfahren: auf Werthers oder Goethes Lotte folgte Bürgers Molly. Aber ein bemerkenswerter Unterschied — charakteristisch für die Dichter und für die Zeiten, denen sie angehören — herrscht unter diesen Schriftstellern und den Idealgestalten, welche sie sich wählen. Bei Klopstock war es seraphische Schwärmerei, bei Goethe verzehrende Leidenschaft, gebändigt durch strenges Pflichtgefühl, bei Bürger Sinnenlust.

G. A. Bürger's Liebes- und Ehegeschickale sind so bekannt, daß nur kurz an dieselben erinnert zu werden braucht. Er hatte 1774 Dorette Leonhard geheiratet, war aber schon am Traualtar seines schrecklichen Irrtums inne geworden, daß er nicht seine Gattin, sondern deren damals 16jährige Schwester Auguste liebte. Er nährte die Leidenschaft zu dieser, statt sie zu unterdrücken, feierte sie in seinen Liedern eben unter dem Namen „Molly“ und umstrickte das Mädchen so, daß sie sich ihm ergab. Sie gebar dem Dichter, fern von dessen Wohnort, 1782 einen Sohn, kehrte nach Doretten's Tode (30. Juli 1784) zu ihm zurück, wurde seine angetraute Gattin (17. Juni 1785), starb aber, nachdem sie ihrem Mann nach kaum siebenmonatlicher Ehe ein zweites Kind geboren hatte, schon am 9. Januar 1786.

Ein solches Verhältnis wird in unserer gesetzmäßigen, nach strenger, bürgerlicher Ordnung lebenden Zeit nicht nur aufs härteste verdammt, sondern es bleibt bei den meisten unverstanden. Nicht daß wir sonderlich sittlicher geworden wären, wir haben nur das Verständnis für jene Gefühlsaufwallungen verloren, die unseren Vordrorden gewöhnlicher und deshalb verständlicher waren.

Die genialen Männer und Frauen der Sturm- und Drangzeit strohten vor Kraft und Gefühl, und grade die Besten suchten eine Befriedigung dieses Übermaßes auf eine Art, die uns unsittlich erscheint. Man weiß, daß Schiller mit den Schwestern Lengefeld in einem Verhältnis lebte, das man nicht unpassend Doppelbrautschaft bezeichnet hat, und daß manche Berliner Frauen neben ihrem angetrauten Gatten einen Herzens- und Geistesfreund hatten, dem sie wenig oder nichts versagten. Eine Seelenfreundin hatte F. S. Jacobi neben seiner Gattin und suchte diese leibliche und geistige Doppelhehe poetisch zu verklären. Zwei Mitglieder des Bürger'schen Kreises litten an solch' unseligen Verbindungen. Der eine, Göklingk, liebte, wie Bürger, die jüngere Schwester seiner Frau, enthielt sich aber, mit knapper Not, des verbrecherischen Umganges. Der andere, Sprickmann, quält sich in einer öden Ehe herum, gefesselt durch Bande, die ihn nicht befriedigen, sich frei wähnend, ohne frei zu sein.

Sprickmann hat einmal das Wort gebraucht: „Stellas sind keine Träume.“ Denn eben jenes Goethesche „Schauspiel für Liebende,“ — mag es nun ein Zerrbild des Jacobischen Kreises sein oder nicht — jenes Schauspiel, das nicht wie die Tragödie mit Stellas und Fernando's Tode, sondern mit der Vereinigung Stellas und Cäciliens mit Fernando schloß, enthielt in den Augen vieler Zeitgenossen eine befriedigende Lösung.

Wenn also Bürger, im Übermaße der Liebessehnsucht, außer seiner Gattin eine „Freundin“ hatte, so möchte er bei manchen in jenen Tagen Billigung finden; „grüß mir Eure Frau; was macht Euer Mädchen?“ schreibt ihm einer seiner Freunde. Nur nicht bei sich selbst. Er möchte sich und andre später belügen. Er konnte 1790 schreiben: „Die Angetraute entschloß sich Bürger's Weib zu heißen und die Geliebte es wirklich zu sein;“ er machte 1785 den Versuch sich reinzuwaschen, indem er schrieb: „Mein Gewissen hat sich nicht vorzuwerfen, daß ich deswegen ein minder guter Ehemann gegen meine verewigte

Dorette gewesen sei, als ich wohl sonst gewesen sein würde," schwerlich ohne zu erröten. Aber in sich war er zerrissen, nicht bloß weil er nicht derjenigen, die er allein zu lieben glaubte, ausschließlich leben konnte, sondern weil er die Regungen des Gewissens fühlte und den Kampf zwischen Pflicht und wahnsinniger Leidenschaft kämpfte.

Seine Briefe geben vollgiltige Beweise für diesen Streit. Er schreibt einmal: „Alle Gesundbrunnen der Welt werden den Brand nicht fühlen, der mir in allen Adern und im innersten Mark wüthet.“ Zwar möchte er mit der Geliebten nach einer Insel fliehen, in dem Wahne, daß seine Frau ja doch nichts an ihm verliere, aber doch sagt er seines Unrechts sich bewußt: „Ich darf nicht einmal wünschen, und die Wünsche, die allein zu meinem Heile abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovon ich zurückschaure.“ Denn eben er weiß: nicht in den äußeren Verhältnissen liegt das Unglück, sondern in ihm selbst, in seiner zerrissenen Seele, in seiner elenden Natur: „Ich schmachte noch immer und werde so lange schmachten, bis ich mir die Seele ausschmachte“ ruft er einmal mit einem Pathos aus, das an Klingers oder Leisewitzs Dramen erinnert, oder: „Man muß die Zähne zusammenbeißen, die Augen zudrücken und mit zerfetzter Stirne vorwärts durch die sperrigen Dornhecken dringen.“

Und Molly? In einer solchen Leidensgeschichte, wie die Bürgerische eine ist, finden die Männer noch eher Fürsprecher als die Frauen, und weibliche Richter namentlich sind allzugern bereit, ihre Geschlechtsgenossinnen, die sich einen Fehl haben zu Schulden kommen lassen, zu den verworfenen zu rechnen. Von ihr, die Bürgers tief verwundetes, ewig unheilbares Herz stets aufs neue, wenn auch ohne ihre Schuld zerriß, besitzen wir keine Äußerung, wir sind, um sie kennen zu lernen, auf Bürgers prosaische und poetische Bekenntnisse angewiesen. Wo aber gäbe es eine bessere Charakteristik — und vielleicht auch Rechtfertigung — für sie als in folgenden Worten, die er nach ihrem Tode einem Vertrauten schreibt:

„Ich sage es ja nicht allein, daß sie eine der liebenswürdigsten ihres Geschlechtes war. Könntest du die Stimmen auch der Gleichgültigsten, die sie näher kannten, sammeln, so dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheile ausfallen. Hat jemals die schönste Weiberseele sich in entsprechender Leibesgestalt sichtbarlich offenbaret, so war es bei ihr geschehen. Die Anmut, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Gesichts, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, selbst des Flötentones ihrer Stimme, kurz alles, alles an ihr mußte es jeden, der nicht an allen Sinnen verwahrloset war, verraten, wes himmlischen Geistes Kind sie war. Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann, so war sie es: und was sie je in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heißen flammenden, allesverzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich gewesen, dieser bei den so hinreißenden Gefühlen auf ihrer Seite zu widerstehen? Und dennoch, dennoch hat sie ihr jahrelang unter den stärksten Prüfungen widerstanden. Dennoch ist sie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchstreinste, weibliche Unschuld und Keuschheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wüthender Löwe,

der ich oft weder meines Menschenverstandes, noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die sie mir hätten streitig machen wollen, mit den Zähnen zer-rissen, in meinem Wahnsinn hätte ich lieber meiner ewigen Glückseligkeit, als dem Himmel ihres Genusses entsagt, so herzlich ich es auch vor Gott beteuern kann, daß Sinnenlust der kleinste Bestandteil meiner unaussprechlichen Liebe war. Der Allbarmherzige wird uns um seines Lieblingswertes willen verzeihen, was ich im höchsten Laumel meiner Liebe an diesem verbrochen habe. An dieser herrlichen himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit all zu lieblich, als daß es nicht zu den feinsten Organen der geistigsten Liebe hätte hinaufbringen sollen.“

Um Mollys Bild zu gestalten fehlen uns ihre eigenen Äußerungen und die Worte der Zeitgenossen. Diese sprachen nicht, weil ja das Verhältnis der Beiden mit einem dichten, für die meisten undurchdringlichen Schleier bedeckt war, jene schwieg, weil sie hochbeglückt in der Liebe ihres Dichters war. Um so lauter redete dieser Dichter. Man kann in den Dichtungen an Molly, wenn sie auch allesamt nur etwa ein Jahrzehnt umfassen, vier Perioden unterscheiden. Die erste ist die des unbefriedigten Begehrens: der Dichter sehnt sich nach Genuß, sein Sehnen scheitert an dem Widerstande der Geliebten. Die zweite ist die der heimlichen Lust, aber zugleich der seelischen Qual: denn wenn auch die Begierde bisweilen gestillt wird, so wird sie nie völlig befriedigt; im Genuße regt sich das Gewissen, und nach dem Genuße macht sich Furcht geltend, die Geliebte zu verlieren. Die dritte ist die des rechtmäßigen Besitzes der lange Geliebten: die Ehe zerstört nicht, sondern erhöht die Liebe; mit einer graufigen Fronie wird die Gattin, die ehemals nur die zweite war, nun als die einzige bezeichnet. Die vierte ist die der — leider auch nur kurzen — Trauer um die „Ganzvermählte seiner Seele.“

1. Der Dichter bringt seine Tage mit Sehnen und Schmachten hin. Nur selten gebraucht er einen frohen Ton. Da freut er sich wohl („Trautel“) des Bandes, das ihn an sie fesselt, und wünscht nicht frei zu sein. Er rühmt („Das Mädels, das ich meine“) das Blau ihrer Augen, die Pfirsichblüte ihrer Wangen, ihren würzigen Mund, ihre seidnen Locken, ihre holde Stimme, ihre weiße Brust, ihren schlanken Wuchs, ihre fromme Seele; er preist den Schöpfer für dieses Wunderwerk, aber er muß beklagen, daß diese verschwenderisch ausgebreitete Fülle nicht für ihn ist:

Doch ach! für wen auf Erden lacht
Das Mädels so in Liebespracht? —
O Gott! bei deinem Sonnenschein!
Bald möcht ich nie geboren sein,
Wenn nie in solcher Liebespracht
Das Mädels mir auf Erden lacht.

Dieses wehmütige Gefühl beherrscht ihn zumeist. Er trauert („Schwanen-lied“), er flieht den Schlaf und meidet die Nahrung, denn sein einziges Labsal kann er nicht erlangen. Er sehnt sich nach dem Tode:

Drum laß mich, vor den Wehen
 Der ungestillten Lust,
 Verschmelzen und vergehen,
 Vergehn an deiner Brust!
 Aus deinem süßen Munde
 Laß saugen süßen Tod!
 Denn, Herzchen, ich gesunde
 Sonst nie von meiner Noth!

Er sieht sie schlummern („Abendphantasie eines Liebenden“), er berauscht sich an ihrem Anblick, er lodert auf in Durstesflammen, aber er muß fort, denn nur im Traum darf er genießen

— — der übersüßen Fülle
 Vollkommner Erdenfeligkeit,
 Wovon zu kosten noch ihr Wille,
 Und ewig, ach! vielleicht verbeut! —

Dieses „vielleicht“ ist seine Hoffnung, aber es täuscht ihn immer aufs neue; darum wünscht er („Die Umarmung“) in der Sehnsucht nach ihrem Kusse, in Gemeinschaft mit ihr zu sterben, denn nur im Tode ist Seligkeit vorhanden, da nur dann ihre Vereinigung möglich ist.

2. Der Kampf, der zwischen den Liebenden geführt wird und der mit der Niederlage des Weibes endet, wird am besten durch die „Elegie als Molly sich losreißen wollte“ vorgeführt. Die Freundin wird in diesem Gedicht als die Schönste auf dem Erdenrund dargestellt, so schön, daß der Dichter nicht vermögend sei, die rechten Worte für sie zu finden. Aber außer ihrer Schönheit besitzt sie Tugend: sie widersteht den Lockungen:

Sterben, rief sie, oder fliegen
 Heißen Tugend mich und Pflicht.

Und er giebt in seinen besseren Stunden der Geliebten Recht:

Ja, das find' ich recht und billig!
 Noch ist mein Gewissen wach,
 Und mein bessres Selbst ist willig,
 Aber seine Kraft ist schwach.

Diese Kraft schwindet endlich ganz. Er grübelt, ob „uns lieben“ Sünde sei, und erkennt statt einer Sünde nur Krankheit. Aber diese Krankheit scheut er nicht, wenn er dadurch nur von dem ihn verzehrenden Übel erlöst wird:

Freier Strom sei meine Liebe,
 Wo ich freier Schiffer bin!
 Harmlos wallen seine Triebe
 Wog' an Woge dann dahin.
 Laß in seiner Kraft ihn brausen!
 Wenn kein Damm ihn unterbricht,
 Müsse dir davor nicht grausen!
 Denn verheeren wird er nicht.

Sie ergiebt sich ihm. Ihren Besitz aber, nach dem er sich so lange gesehnt, muß er vor der Welt verbergen. („Mollys Wert.“) Wenn er sie „sein eigen ganz und gar“ nennen könnte, so würde er gern für jeden Tag, den er mit ihr

zubrächte, ein Jahr seines Lebens dahingeben. Die Menschen gönnen ihm jedoch seine Liebe nicht; was geht, so ruft er ihnen zu („An die kalten Vernünftler“) sie sein Leben an; Herzeleid, Elend und Schmerz erkaufe er sich von der Geliebten als flüchtigen Genuß. Molly scheidet von ihm („Mollys Abschied“), — wir wissen, aus welchen Gründen diese zeitweilige Entfernung notwendig war, Sie kann ihm nur wenig zurücklassen, eine Locke, ihren Schattenriß, ein Kränzchen flehender Vergißmeinnicht, eine Schleife, die sie am Busen getragen, aber gramzerrissen ruft sie aus:

Mann der Liebe! Mann der Lust und Schmerzen!
 Du, für den ich alles that und litt,
 Nimm von allem! Nimm von meinem Herzen —
 Doch — du nimmst ja selbst das Ganze mit!

3. Wenige Jahre nach dieser Trennung erfolgte die Vereinigung der Liebenden, die freilich nur eine sehr kurze war. Über diese Zeit handelt nur: „Das hohe Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung,“ ein Lied, das übrigens nicht in der Zeit des seligen Taumels, sondern in Rückerinnerung an dieselbe einige Jahre später (1788) gedichtet wurde. Bürger hielt dieses Gedicht für sein vollendetstes; er wollte nicht leugnen, „daß dieser mein liebster, mein teuerster Gesang, mein Meisterstück ist, daß ich nie etwas Besseres gemacht habe, nie etwas Besseres machen kann und machen werde.“ Dies Urteil wurde von anderen gebilligt. A. W. Schlegel z. B. hat unserm Gedichte eine begeisterte Lobrede gehalten, in der es u. a. heißt: „Wie man in einen großen prachtvollen Tempel tritt, wo alle vorhergehenden Eindrücke vor der Ahnung einer nähern Gottheit verschwinden, wo tausend heilige Betrachtungen sich verworren herandrängen, wo die Seele in der sie umgebenden Welt sich willig verliert, und eins mit ihr zu werden scheint; wie man dann, wenn das erste Staunen vorüber ist, sich sammelt, und nun ruhig, doch unaussprechlich gerührt, überall hohe Einheit und Vollendung wahrnimmt: so las ich zuerst Bürgers hohes Lied von der Einzigen, so verweilt' ich mich nachher bei seinen einzelnen Teilen; einzelnen Strophen, Zeilen, Wörtern und Tönen.“ Selbst Schiller, der in seiner berühmten Rezension unbarmherzig, wenn auch nicht ungerecht, Bürger beurteilte, stimmte, wenn er auch viel an diesem Liede zu tadeln fand, „mit Vergnügen in einen großen Teil des Lobes mit ein,“ das „andere Kunststrichter diesem schönen Produkte der Bürgerischen Muse“ erteilt haben.

In dem „hohen Liede“ giebt Bürger der Überzeugung Ausdruck, daß er durch diese Liebe unsterblich werden werde, wie er in ihr während seines Lebens die höchste Wonne empfunden habe. Noch vermag er sein Glück kaum zu glauben:

Ist es wahr, was mir begegnet?
 Oder Traum, der mich befhört,
 Wie er oft den Armen segnet
 Und ihm goldne Berge regnet,
 Die ein Hahnenuf zerstört?

Darf ich's glauben, daß die Eine,
Die sich selbst in mir vergißt,
Den Vermählungsfuß mir küßt?
Daß die Herrliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel ist?

Er vermag an sein Glück deshalb nicht zu glauben, weil er elend und verlassen, gramzerstört und kraftlos, sie dagegen des besten und höchsten Schicksals wert und, was auch die Leute sagen mochten, unschuldig und rein war:

Ruf es laut aus voller Seele:
Schuldblos war ihr Herz und Blut!
Welches Ziel die Rüge wähle,
O, so trifft sie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswut!
Geißle mich des Hartsinns Tadel!
Wolle sich ob meiner Schuld
Selbst die Stirne milder Huld!
Büß' ich nur für ihren Adel,
O, so büß' ich mit Geduld.

Er sei ein Verbrecher gewesen, aber er konnte nicht anders: er mußte dies Verbrechen begehen: die Schönheit und Güte seiner Geliebten, ihr Reiz, ihre geistigen und sittlichen Vorzüge zwangen ihn so, daß er sie gewinnen mußte:

Erd' und Himmel! Eine solche
Sollt' ich nicht mein eigen sehn?
Über Mattern weg und Molche,
Mitten hin durch Pfeil' und Dolche
Konnt' ich stürmend nach ihr gehn.
Mit der Stimme der Empörung
Konnt' ich furchtbar: Sie ist mein!
Gegen alle Mächte schrei'n,
Tempel lieber der Zerstörung,
Oh' ich ihrer mißte, weih'n.

Aber von diesem Rückblicke auf eine traurige Vergangenheit wendet sich der Dichter der seligen Gegenwart zu und der lachenden Zukunft. In dem Besitze der Geliebten kostet er die süßeste Erdenwonne; durch die Hochzeit wird auch er rein und schuldblos. Daher wird Hymnen von ihm gepriesen:

Sei willkommen, Fackelschwinger!
Sei begrüßt im Freudenchor,
Schuldversöhner, Grambezwinger!
Sei gesegnet, Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor!
Ach von Gott und Welt vergeben
Und vergessen werd ich seh'n
Alles, was nicht recht geschah'n,
Wann im schönsten neuen Leben
Gott und Welt mich wandeln sehn.

Gestärkt und beruhigt durch die Geliebte erwartet er mit Sicherheit die dichterische Unsterblichkeit.

4. Nach Mollys frühem Tode — sie war noch nicht 30 Jahre alt — er-

gießt sich sein Schmerz in Gedichten. Aber entweder ist der Schmerz nicht echt, oder die Gedichte sind kein echter Ausdruck für denselben. Auf die vier Trauer-Sonette: „Verlust, Trauerstille, Auf die Morgenröte, Liebe ohne Heimat“ paßt vortrefflich der Spott, den Victor Hehn gegen das Sonett gerichtet hat, in welchem Friedrich Schlegel beim Tode seines Freundes Novalis „seinem tiefen, ihn fast übermannenden Schmerze“ Ausdruck gab. (Goethe = Jahrbuch VI., 213). „Um dies zu stande zu bringen, mußte er zweimal einen vierfachen Reim, dann noch drei verschränkte Reimpaare suchen, endlich wohl aufmerken, daß sein Gefühl sich nicht in weniger, auch nicht in mehr, sondern grade in vierzehn Zeilen ergoße.“ Auch Bürgers Sonette zeigen die schlimmste Annatur. Man glaubt nicht an die pomphaft ausgedrückte Sehnsucht nach dem Tode; man lächelt über die frostigen Vergleiche der Geliebten mit Becher, Kleinod, Nektarkelch, man staunt über die seltsamen, gelehrt klingenden Spielereien mit Lithon, der die Aurora empfangt.

Die Erinnerung an die Heimgegangene aber entlockte dem Dichter noch ein Lied, das seinen besten ebenbürtig zur Seite steht: „Das Blümchen Wunderhold.“ Mit dem bescheidenen Blümchen, das sich scheu zur Seite drückt, denen aber, die es zu finden verstehen, Schätze weist, durfte er sein Lieb vergleichen. Er beschreibt seine Wunderwirkungen, daß es wie ein Talisman der schönsten Seelen Suldigung unwiderstehlich anzuziehen vermöge.

Es wehet über dein Gesicht
Der Ammut Rosenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es teilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelt in Zephyrenklang
Des Stürmers Poltertritt.

Denen aber, die solche Wunderwirkungen für unmöglich halten, ruft er zu, daß er von etwas wirklich Existierendem spreche:

Ach hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar —
Dann würdest du es ganz verstehen,
Was Wunderhold vermag.
Und in das Licht der Wahrheit sehn
Wie in den lichten Tag.

In solchen und ähnlichen Tönen giebt sich wirkliche Trauer kund; der Dichter ahnte und bekannte, daß ihm mit der Geliebten der feste sittliche Halt geschwunden war. Eine gleiche Stimmung kommt auch in folgendem ungedruckten Briefe Bürgers zum Ausdruck, einem Briefe, den ich der reichen Sammlung des Herrn C. Meinert in Dessau, mit gütiger Erlaubnis des Besitzers, entnehme. Der Brief ist ungedruckt, nur eine Andeutung desselben befindet sich in Strodtmanns reichhaltiger Sammlung von Briefen Bürgers (Berlin 1874) III, 167

Ann. Die Adressatin ist Friederike Mackenthun, die Mollhs Familie sehr nahe stand; ein Brief ihrer Schwester an einen Herrn Leonhard, Mollhs Bruder, ist bei Strodtmann III, 208 ff. gedruckt. Die freundschaftliche Art, in welcher Bürger mit ihr verkehrte, geht auch aus einem seiner Gedichte „Als F. M. nach London ging“ hervor, das er an sie richtete, da die genannte als Kammerfrau der Tochter des Königs Georg III. nach England ging.

Unser Brief ist ungemein charakteristisch und wichtig nicht bloß für die Adressatin, sondern auch für den Schreiber. Mitten in gefühlsvollen Klagen findet er Zeit und Stimmung von Abrechnungen zu sprechen, deren Gegenstand uns nicht weiter bekannt ist, und vergißt keineswegs auf die neue Ausgabe seiner Gedichte hinzuweisen — sie erschien erst 1789 und ist die Grundlage aller späteren, auch der neuesten vortrefflich von A. Sauer bearbeiteten (Deutsche National-Litteratur Bd. 78) geworden — von der er, trotz aller anders lautenden Versicherungen, Geld und Ruhm erwartete. Sie brachte ihm zwar beides, aber sie rief auch jene scharfe Kritik Schillers hervor, die bei aller Anerkennung von Bürgers Fähigkeiten den moralischen Wert des Dichters tief herabsetzte, sein Selbstbewußtsein erschütterte und sein Ansehen schädigte.

Der Brief, der hier mitgeteilt zu werden verdient, weil er hauptsächlich mit Klagen über die jüngst verstorbene Gattin angefüllt ist, lautet folgendermaßen:

Göttingen, den 2. März 1786.

Liebe, theure, meine und meiner unergelichen Verlohrnen zunächst am Herzen wohnende Freundin, Sie haben Ursache auf mich zu zürnen, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, ja, daß ich mich sogar durch zwei gütige Briefe auffordern lasse Ihnen zu antworten. Dennoch aber können, dennoch werden Sie das nicht. Ich bin bisher ein armer Mensch gewesen, ich bin es noch und werde es bleiben bis in mein Grab neben der ewiggeliebten Todten, ein armer an Muth, Kraft und Thätigkeit gelähmter Mensch, der zu jedem Dinge langsam und verdrossen ist. — „Das giebt sich mit der Zeit“ — werden Sie sagen. Freilich ist wohl die Zeit noch unter allen Trösterinnen die beste; allein was sich geben konnte, geben wollte, das hat sich längst, und schon in den ersten zwei Tagen gegeben. Was aber nun und nach zwey Monathen sich noch nicht gegeben hat, das giebt sich auch schwehrlich mein Leben lang. Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen aufhören mich zu umflattern? Und wann wird eine jede derselben zu matt werden um nicht mein Herz schmerzhaft zusammenzukrampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabey aufschreie? O ich müßte alles, alles um mich her, ich müßte mich selbst und meinen eignen Namen vergessen, ich müßte aufhören der zu seyn, der ich bin, wenn ich Ihrer vergäße, ach! Ihrer, der ich seit länger als zehn kummervollen Jahren Tag und Nacht — Tag und Nacht! — mit immer gleich heißer, verzehrender Sehnsucht nachseufzte, so, daß die Jugendblüte meines Körpers sowohl als meines Geistes vor der Zeit darüber hinwelkte, Ihrer, die endlich, endlich so ganz die Meinige ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurückrief und in den lichten Freuden-

himmel emporzuheben anfang, und nun so schnell auf einmal mir entwindet, mich mitten auf den Stufen des Aufgangs fahren und noch tiefer in die vorige Nacht zurücksinken läßt. Ach ich liebte sie so unermesslich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß der ganze alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu seyn schien. Wie so ganz verwitwet nun mein Herz ohne sie ist und wahrscheinlich bleiben wird, daß kann ich Ihnen mit Worten nicht darstellen. Man kann freilich von sich und seinem Herzen keine Stunde vorher etwas Gewisses prophezeihen, Gefühle kommen und verschwinden unvermuthet wie der Dieb in der Nacht: aber das Gefühl meiner Liebe hat sich so lange und so tief mit meinem innersten Ich verwebt daß, wenn es auch nicht unmöglich wäre mein Ich umzustimmen, dennoch dasjenige Weib, welches das Bild der einzig und höchstgeliebten Unvergesslichen gänzlich in Schatten zurückzudrängen vermöchte, ein wahres Meister- und Schöpferwerk verichten würde.

Ach, liebe Friederike, wie mir bey diesen Betrachtungen, diesen Empfindungen, die ich nicht los werden kann, zumuthen seyn müsse, das können Sie sich leicht vorstellen. Alle meine Wünsche, und alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzem so schön blüheten, liegen zertrümmert um mich her, wie ein verhageltes Saathfeld. Der erste Schmerz der Verzweiflung tobet sich freilich bald aus, aber wann lernt man eine solche Szene der Verwüstung gleichgültig ansehen? Wann lernt man wieder eben so fröhlich und in seinem Gott vergnügt dabey essen, trinken, schlafen und handthieren, als da noch alles ringsumher unversehrt blühte und duftete? Man wälzt sich ja freilich nach wie vor aus einem Tage in den andern fort und der tausendste merkt es kaum, was und wieviel einem fehlt, aber — — — doch wozu helfen viele Worte? Kurz, ich bin nur ein armer Stümper, ein Invalide an Geist und Leib mein Leben lang. Wenn ich je noch etwas hoffe und wünsche, wenn ich noch etwas, matt und kraftlos, mit Fallen und Aufstehn, noch strebe, so geschieht es um meiner Kinder willen. Wenn diese nicht wären, so würde der sehrende Gedanke, mich je eher je lieber neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. —

Meine Antwort auf Ihren neulichen Brief, meine Beste, hat sich auch dadurch verspätet, daß ich Ihnen gern einige Avertissements über die neue Ausgabe meiner Gedichte mit übersenden wollte, deren Abdruck immer verhindert wurde. Dennoch kann ich Ihnen auch heute das Blatt noch nicht mitschicken, weil es erst heut Abend nach Abgang der Post aus der Presse kommt. Indessen mag ich meine Antwort darnach nicht länger verschieben und Sie sollen es mit der nächsten Post erhalten. Sie sind und bleiben aber doch eine herzensgute Seele, daß Sie sich auch noch jetzt für mich interessiren wollen, da mir alles, was mich Ihnen ein bißchen werth machen konnte, abgestorben ist. Ach, ich bin ja jetzt nichts mehr, als der nackte, kahle, traurige Stab, von welchem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang und die Ihnen so viel Liebe und Wohlgefallen erweckte, heruntergerissen ist. Wenn ich Sie sonst zu allem möglichem, auch den mühsamsten Gefälligkeiten, so unverdroffen, so herzlich bereitwillig sah, so tröstete sich meine Scham, das alles nicht vergelten zu können, wenigstens da-

mit, daß die unbegrenzte Liebe und Freundschaft meiner Auguste gegen ihre Friederike doch etwas dafür wäre. Aber nun! — Nun ist ja das Herz kalt, das einst so warm für seine Lieben schlug und das meinige hat von dem betäubenden Stoße, den es erlitten, alle seine Fühlkraft verloren. Womit kann ich Ihnen nun alle Ihre Güte vergelten? Mit nichts, mit nichts! Denn ich bin nichts, ich kann nichts, ich habe nichts. O, so ein nichts, so ein noch weniger wie nichts, als ich bin, kann unter der Sonne nicht mehr seyn.

Meine Gedichte, die wahrlich ebenfalls ein wahres Nichts sind, bey denen ich mich wundern muß, wie manche Leute sie nur noch für ein Etwas halten mögen, würde ich schwehrlich in meinem ganzen Leben wieder zur Hand nehmen, wenn ich mich nicht für noch etwas mehr als mein eigenes Nichts interessiren müßte. Sie werden längstens gegen Pfingsten oder Johannis in 2 Oktavbändchen mit Kupfern gegen 1 Thaler 8 Groschen Pränumerations- und 1 Thaler 16 Groschen nachherigem Ladenpreis herauskommen. Die Rahmen der Pränumeranten, wenn sie vorangedruckt werden sollen, müssen längstens bis zum 1. May d. J. eingesendet werden. — Doch von allen dem, wird das unter Dietrichs Rahmen herauskommende Avertissement weitere Nachricht geben. —

Ihre genaue pünktliche Rechnung, gute liebe Geschäftsträgerin verdient ohn-
streitig den Beyfall aller Kunstverständigen. Darüber aber möchte ich fast ein wenig mit Ihnen zanken, daß Sie mir nicht guten Glauben genug an die vollkommene Richtigkeit auch ohne Belege zutrauen. Verbrauchen Sie, wenn Sie sonst nur vor den Kaufleuten sicher sind, Ihre Belege meinetwegen immerhin zu Papilloten. Ich bin nur froh, daß ich Ihnen nichts mehr schuldig bin, wovon mir wirklich hange war.

Nun leben Sie wohl, liebe Seele! Behalten Sie mich ein bischen lieb um Augustens nicht um meinetwillen! Denn ich weiß wohl, daß ich für mich allein nichts wert bin. Was mein armes Herz noch an Liebe vermag, davon gehört Ihnen vor allen weiblichen Geschöpfen, die ich jetzt kenne, der größte Theil. Es wird mir wohlthun, wenn Sie mir recht oft, recht viel, recht traulich schreiben. Wenn ich auch nicht immer gleich antworte, so müssen Sie mir das nicht zum argen auslegen. Es können mich bald Geschäfte, bald Hypochondrie von demjenigen abhalten, was ich sonst auch am liebsten thue. Ihr Herr Bruder ist seit der ganzen Zeit, daß George weg ist, kaum zweymal bey mir gewesen. Ich muß wohl ein rechter Bär sein, daß sich die Leute so vor mir fürchten. Gehts Ihnen denn auch so, liebe Friederike? Tausend herzliche Grüße an Ihre theuren Eltern und Geschwister von

Ihrem

G. A. Bürger.

In dem vorstehenden Briefe und in vielen Gedichten Bürgers ist manches Deklamatorische, Erdichtete und Unwahre. Er log sich in Empfindungen hinein und fand für Gefühle hohe Worte. Aber im ganzen ist seine Leidenschaft für Molly echt und, wenn sie auch, entgegen seinem Geständnis, zumeist sinnlich war, so hörte sie nicht auf, ja wurde nicht schwächer, nachdem er den höchsten Genuß

mit ihr gekostet. Man mag dem Unglücklichen verzeihen, daß er bald nach Mollys Tode nach einer andern Lebensgefährtin Umschau hielt, und von dem grausigen Irrtum schweigen, den er durch seine Verbindung mit dem „Schwabenmädchen“ beging. Denkt man an Bürgers Dichtungen und an seine Liebe, so erinnert man sich in erster Linie des „Blümchens Wunderhold,“ das ihn beglückte und still an seiner Seite verging. Sie war zufrieden, neben ihrem Dichter zu leben und dachte nicht an das Schicksal, das jener ihr prophezeite, indem er sein Lied aufforderte „majestätisch fortgezogen, des Ruhmes Bahn zu wallen“:

Denn bis zu den letzten Tagen,
Die der kleinste Hauch erlebt,
Der von deutscher Lippe schwebt,
Sollst du deren Namen tragen,
Welche mich zum Gott erhebt.

Berlin.

Ludwig Geiger.

